

Wörterbuch der Melancholie Stichwort ‚Leisten, Leistenmüssen‘

Unser Leisten und Leistenmüssen hat mit tiefen Schichten unseres Lebens zu tun: Wir sind durch und durch gesellschaftliche Wesen – und als solche geprägt von unserer Leistungsgesellschaft, von einer Bildung und Erziehung, die Leistungsfähigkeit und Leistungsbereitschaft vorbereiten. Leistung verschafft Anerkennung. Diesen einfachen Zusammenhang können wir auch nach innen lenken – ihn in unser Selbstverhältnis übernehmen und sogar noch verstärken. Vielleicht gar so weit, dass wir unser Recht dazu zu sein umso besser fühlen, je mehr wir arbeiten, schaffen, leisten. In der Leistungssucht, beim *workaholic*, könnte sich so Äußeres (Anerkennung durch andere) mit Innerem (Fragen des Selbstwertgefühls) mischen. Ein weiterer Aspekt: Wollen wir uns vom Leistenmüssen einmal wirklich ausruhen, kann das Gefühl von Leere und Langeweile aufkommen. Erst wenn wir schließlich aus uns selbst heraus etwas finden, das wir tun wollen, begegnet Leistung uns neu als etwas ganz Eigenes: als spielerisch, zielgerichtet und authentisch zugleich, vielleicht als gültiger Ausdruck unseres Inneren. Äußere *Anerkennung*, inneres *Selbstwertgefühl*, schließlich *Selbsta Ausdruck*: Natürlich hat Leistung noch viel mehr Facetten, aber schon diese drei berühren Fundamente unserer Existenz. Mir geht es erst einmal um die Aspekte Selbstwertgefühl und Selbsta Ausdruck. Allerdings dienen mir diese beiden jeweils nur als Beispiele für noch tiefere Strukturen und damit als Vehikel, um zu diesen vorzudringen. Diese Strukturen sollen schließlich helfen, einen neuen Blick auf unser Arbeiten zu ermöglichen. Und dieses neue Verständnis von Leistung könnte dann, als geänderte Praxis, Teil einer geänderten Lebensform werden. All dies hier zunächst nur als Vorblick, als eine erste Runde durch die Thematik.

Zur ersten Struktur, auf die es mir jetzt ankommt: Wo immer ein andauerndes Leisten unglücklich verbunden zu sein scheint mit einer Selbstwertproblematik, da wird eine Struktur sichtbar, nämlich, dass Leistung überhaupt in den Dienst von etwas anderem genommen werden und wie sie dieses andere teilweise verdecken kann. Ein solcherart missbrauchtes Leisten kommt nicht recht zu sich selbst. Um diese ungute Struktur aufzulösen, käme es vielleicht darauf an, uns dem hier Verdeckten anders zu widmen als durch Kompensationen – und dadurch unser Leisten zu befreien. Befreien wozu? Hier kommt der andere Aspekt, die andere Struktur ins Spiel: befreite Leistung als authenti-

scher Selbstaussdruck, also das eigene Leisten, nicht das fremdbestimmte. Das Konzept Selbstaussdruck ist freilich auch ein kulturelles Ideal, denn dabei liegen Vorstellungen von Authentizität nahe, wie sie die Moderne, etwa die Romantik, als Ziel der individuellen Entwicklung kennt: nämlich sein Inneres zu entdecken und auszudrücken.¹ Neben diesem Modell unserer Kultur gibt es aber noch andere Formen eines befreiten Leistens, dies wird ein Konzept aus der chinesischen Tradition weiter unten zeigen. Es geht hier also um jene zweite grundlegende Struktur, jenen ‚Ausweg‘, der zeigt, dass unser Leisten überhaupt (und auf verschiedenen Wegen) zu sich selbst befreit werden kann – und dann eine neue und tiefe Bedeutung für unsere Lebenspraxis gewinnen wird. Auf beide Strukturen, also Verdeckung (von etwas) durch Leistung und Befreiung von Leistung (von einer ihr fremden Indienstnahme), geht das Stichwort ‚Leistung, Leistenmüssen‘ ein – mit dem Ziel, schließlich ein alternatives Modell eines befreiten Leistens zu beschreiben, welches Teil einer geänderten Lebensform werden könnte.

Weshalb dieses Stichwort im Wörterbuch der Melancholie? Erstens weil Melancholiker disponiert sind dazu, Leistung als problematisches Remedium gegen das Gefühl einer diffusen existenziellen Angst und eines Schuldigseins zu missbrauchen und man daher diese erste allgemeine Struktur, das Verdecken von etwas durch Leistung, an ihnen gut beschreiben und auch für Nichtmelancholiker veranschaulichen kann. Und zweitens, weil gerade Melancholiker häufig Schwierigkeiten mit der von unserer Kultur hier angebotenen möglichen Lösung haben, nämlich mit dem Befreien des Leistens von Fremdbestimmung, also mit dem Leisten als einem authentischen Selbstaussdruck. Für diese Lösung fehlt ihnen nämlich eine Voraussetzung: die nötige Sicherheit eines inneren Wünschens und Wollens und eine innere Stimme, kräftig und deutlich und nicht allzu sehr gebrochen durch Zweifel und Selbstkritik. Doch es sind gerade diese Schwierigkeiten mit einer sich anbietenden Lösung, die Melancholiker dazu disponieren, einen alternativen Lösungsweg zu suchen und zu entdecken – und zwar für sich selbst, aber vielleicht auch für andere. So könnten sie, gesellschaftlich gesehen, durchaus die Aufgabe von Vorreitern übernehmen. Indem ich also versuche, für Melancholiker Lösungen aufzuzeigen (immer im Sinne einer souveräneren melancholischen Lebensform), möchte ich eine alternative Praxis des Leistens sichtbar machen, die Melancholikern zwar näher liegt, die aber auch für alle anderen eine neue Möglichkeit darstellt. Dies ist der Grund für das Stichwort ‚Leistung, Leistenmüssen‘ im Wörterbuch der Melancholie.

Zunächst also zur Struktur des Verdeckens. Der Heidelberger Psychiater Hubertus Tellenbach (1914-1994) beobachtete bei Melancholikern einen überdurchschnittlich hohen Anspruch an das eigene Leisten sowohl hinsichtlich der Qualität als auch hinsichtlich

¹ Siehe Charles Taylor: Quellen des Selbst. Die Entstehung der neuzeitlichen Identität, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1996, Kapitel 21, S. 639-679.

des Umfangs ihrer Leistungen.² Doch dieser Anspruch scheint einer inneren Not zu entspringen, nämlich der Abwehr eines laufend und wie von selbst sich ergebenden Gefühls, etwas zu schulden, *etwas schuldig zu sein*. Tellenbach nennt es das „dem Leisten antagonistische Schulden“.³ Solange etwas oder besser überdurchschnittlich viel geleistet wird, kann man das Gefühl, etwas schuldig zu sein, in Schach halten. Und es kann dann zu einer regelrechten Schuldmelancholie kommen, wenn der Melancholiker hinter den eigenen Leistungsansprüchen zurückbleibt,⁴ wenn er also diesem existenziellen Schuldendienst nicht genügend nachkommen kann. Das Leisten ist hier offensichtlich nicht aus sich selbst heraus motiviert, sondern muss den Schmerz eines kaum zu ertragenden Mangels, eines Nicht- oder Nie-Genügens zudecken. Vielleicht leiden die Melancholiker hier nur unter der Extremform eines Gefühls, das viele Menschen kennen, nämlich dass es eben nicht reicht, einfach da zu sein, sondern dass man (sich selbst, den anderen, der Welt) immer etwas schuldet.

Meiner Erfahrung nach geht es hier neben dem Selbstwert auch um Angst: Ein nie aussetzendes Leisten kann auch dazu gut sein, tiefe Ängste in Schach zu halten. Zunächst zum Selbstwert: Wo immer uns ein warmes Gefühl dafür fehlt, so wie wir sind bereits gerechtfertigt, willkommen und gut zu sein und ebenso, wenn der Blick eines allzu strengen inneren Richters auf uns ruht, dem nichts gut genug ist und dessen Urteilspruch nur durch den Verweis auf die eigene Leistung hinausgeschoben werden kann – da müssen wir gewissermaßen Schuldscheine ausstellen auf das Geleistete, vor allem auf das noch zu Leistende (auf unsere Versprechen), da müssen wir vielleicht sogar uns das Recht auf unsere Existenz ‚erleisten‘. Und zur Betäubung von Angst: Das Leistenmüssen der Melancholiker, aber auch ihr widerspruchsloses Funktionieren, ihr angepasstes Erfüllen von Maßstäben (siehe Stichwort ‚Ordnung, Eingeschlossensein in Ordnungen‘), es scheint mir auch im Dienst einer allgemeinen Angstabwehr zu stehen, die in milderer Form ebenfalls vielen Menschen bekannt ist: Macht unser Schaffen und Beschäftigtsein, unsere Mühe und unsere Arbeit nicht jene diffuse innere Unruhe, jene weit hinabreichende Angst verstummen, die unser Leben durchzieht? Wird nicht, solange wir immer ein nächstes Ziel haben, das durch harte Arbeit erreicht werden muss, die bedrohliche, die chaotische, die beängstigende Welt auf Distanz gehalten? Ersetzt nicht Arbeitsroutine notdürftig das fehlende Vertrauen ins Ganze? So jedenfalls kommt es mir oft vor. Und auch dies meine ich erfahren zu haben: Dass wir angestrengt und ohne eine Lücke zu lassen unser Bestes geben, vermag dies nicht auch die Gedanken an all

² Hubertus Tellenbach: Melancholie. Problemgeschichte, Endogenität, Typologie, Pathogenese, Klinik; mit einem Exkurs in die manisch-melancholische Region, 4., erw. Aufl. Berlin u.a.: Springer 1983, S. 66.

³ AaO., S. 137.

⁴ Ebd.

das Traumatisierende zu verdrängen, das wir entweder selbst erlebt haben oder das unsere Familie und unsere Vorfahren betrifft – jenes Schreckliche, von dem wir wissen, dass es Realität war und von dem wir fürchten und glauben, dass es jederzeit wieder Realität werden kann? Wer sich in seiner Welt erfährt wie hineingestellt in ein leckendes Boot, muss der nicht die Möglichkeit begrüßen, mit einem Eimer das Wasser ohne Pause aus dem Rumpf ‚hinauszuleisten‘ – immer so viel, wie durch die Risse und Löcher nachströmt?

Diese Zusammenhänge kann ich nur als Fragen formulieren, denn ich beschreibe eigene Erfahrungen und Beobachtungen und versuche diese zu verstehen, ich artikuliere also Erfahrungen in den Begriffen von Alltagstheorien. Doch gehen wir hier davon aus, dass es zumindest irgendeinen Zusammenhang zwischen Leistenmüssen und Abwehr von Angst und Selbstwertproblemen gibt, dann ergibt sich weiter die Frage nach einer möglichen Lösung, nämlich einer Ab-lösung. Wie können wir unser Leisten abtrennen von der Verbindung zu unaushaltbaren Gefühlen? Wenn dies überhaupt möglich ist, dann erscheint es naheliegend, dass wir uns den Quellen dieser Gefühle stellen, uns ihnen widmen ohne auszuweichen in die vermeintliche Stärke und Sicherheit einer großen Aktivität. Lässt sich unser Gefühl für unseren Wert, für unser Recht und unser Gelingen *und besonders für die Tiefe und Fülle, die es bedeutet, überhaupt und einfach da zu sein*, lässt es sich anders stärken als so, dass wir fremde und eigene Erwartungen immer wieder übererfüllen? Und wie kann unsere Fähigkeit zu lieben, jene warme Kraft des Ermutigens und Ermöglichens, des bedingungslosen Annehmens und Wertschätzens, zu der wir anderen (z.B. unseren Kindern) gegenüber doch in der Lage sind – wie kann sie auch uns selbst zugute kommen? Was wird aus jener existenziellen Angst, jenem fehlenden Vertrauen ins Ganze, den quälenden Erinnerungen, Gedanken und Phantasien? Können wir uns ihnen anders widmen, können wir ihnen entsprechen durch bestimmte Praktiken, etwa des Trauerns, des Verarbeitens oder eines durch Verstehen geänderten Verhaltens (oder vielleicht gerade durch eine alternative Form des Leistens, siehe dazu den Schlussgedanken dieses Stichworts)? Diese Fragen sind so groß, dass in dem Versuch, hier immer wieder einen Schritt weiter zu kommen, ein ganzes Leben vergehen mag. Für die Ab-Lösung des Leistenmüssens von seiner Zweckentfremdung brauchen wir vielleicht beides: Uns unserer Angst und unserem Selbstwert zu widmen anders als durch jenes Verdecken-durch-Leisten. Zugleich aber können wir schon beginnen, eine geänderte Praxis des Leistens einzuüben.

Soviel zur ersten Struktur (am Beispiel des Selbstwerts), zum Verdecken durch, bzw. zum Missbrauch von Leistung. Nun zur zweiten Struktur (am Beispiel des Selbstausdrucks), zur möglichen Befreiung der Leistung. Obwohl wir im Missbrauch von Leistung immer wieder und immer weiter gefangen sind, kennen wir auch Momente, in denen wir

zufrieden in unserer Arbeit aufgehen, in denen wir das Gefühl haben, durch sie mit der Welt sinnvoll verbunden zu sein, Momente, in denen Leistung nicht Mittel, sondern Zweck ist. Hier gilt es, phänomenologisch in die Tiefe zu gehen, denn dies könnten Momente sein, in denen wir ein Leisten erfahren, das seiner selbst nicht entfremdet ist. Als Modell für ein freies und freiwilliges, aus eigenem Antrieb geschehendes Arbeiten und Sich-Anstrengen kennt unsere Kultur das Leisten als eine Art Selbstaussdruck. Neben dem freien Spiel der Kinder ist Vorbild hier die künstlerische Existenz.⁵ Schon das Ideal eines aus freien Stücken und selbst bestimmten Handelns und Arbeitens folgt ja einem modernen Wert, nämlich dem Wert der *Autonomie*. Beim Künstler kommt hier noch eine ganz besondere Quelle hinzu, aus der sich Inhalt, Ziel und Sinn dieser selbst bestimmten Arbeit speisen. Diese Quelle ist das unverwechselbar-einmalige, das von Fremdbestimmung gereinigte Innere, also der innere Schatz des Individuums. Dieses Ideal des Selbstaussdrucks bezeichnet den modernen Wert der *Authentizität*. Einen Schriftsteller, Maler, Bildhauer oder Musiker, der bis zur Erschöpfung arbeitet, brauchen wir nicht zu bedauern. Denn er arbeitet in jenem fruchtbaren Feld des Sinns, das er selbst erschlossen hat: nämlich indem er keine Kompromisse eingegangen ist, indem er nicht fremde Maßstäbe erfüllt, sondern eigene gesetzt hat. Arbeitend drückt er sich selbst aus, er bringt sich selbst hervor.⁶

Eine solche künstlerische Leistung erscheint uns als frei: Selbst für den Fall, dass hinter ihr auch Geltungssucht oder andere problematische persönliche Strukturen stünden, so erhebt sie sich doch in ihrem eigentlichen Sinn über diese Funktionen. Und eine solche Leistung ist uns in vielfältiger Weise Vorbild, denn das romantische Ideal des authentischen künstlerischen Selbstaussdrucks ist in unserer Gegenwartskultur auch ein Maßstab für gelingendes Leben überhaupt, nämlich für *Selbstverwirklichung* geworden. Wir alle wollen unser in einem starken Sinn *eigenes* Leben leben, möglichst frei von Fremdbestimmung, möglichst passend zu unserer unverwechselbaren Person und dabei möglichst erfolgreich in dem anstrengenden Versuch, uns nach und nach an eine Stelle zu bringen, die für uns und die Welt die passendste ist und an der wir sinnvoll wirken können. ‚Mach’ dein Ding!‘ und ‚Sei du selbst!‘ – solange wir hier nicht am Ziel sind, bleibt ein noch nicht eingelöstes Versprechen bestehen.

Oben hieß es, das Stichwort ‚Leistung, Leistenmüssen’ gehöre aus zwei Gründen in das Wörterbuch der Melancholie: Erstens weil Melancholiker das Verdecken von unaushaltbaren Gefühlen durch andauerndes Leisten gut kennen, dies habe ich bereits veran-

⁵ Dies gilt insbesondere für die Genieästhetik und die Romantik und deren kulturelle Folgen, die bis in die Gegenwartskultur reichen, siehe Taylor, Quellen des Selbst, S. 655ff.

⁶ Vgl. Verena Krieger: Was ist ein Künstler? Genie, Heilsbringer, Antikünstler, Köln: Deubner 2007, S. 44ff. Vgl. für das Folgende auch Charles Taylor: Das Unbehagen an der Moderne, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1995, S. 72ff.

schaulich. Und zweitens weil sie mit dem geschilderten kulturellen Ideal (Authentizität, Selbsta Ausdruck) Schwierigkeiten haben – und ihnen vielleicht ein anderes Ideal eines befreiten Leistens näher liegen und so ein wenig auch durch sie bekannter oder für alle zugänglicher werden könnte. Um diesen Zusammenhang geht es jetzt. Die Schwierigkeiten der Melancholiker mit dem Ideal des Selbsta drucks könnten in der melancholischen Disposition selbst liegen: Für wen es gerade problematisch ist, zu wünschen und zu wollen, Ziele zu verantworten und selbstständig Wege zu bestimmen, wer eher empfängt als sendet, der kommt, wo es auf emphatische Weise um das *eigene* Leben geht, schon bald an seine Grenzen. Wer innere Antriebe nur als ganz leise, uneindeutige und selbstkritisch gebrochene Stimmen kennt, wem Ungewissheit stets vertrauter ist als Gewissheit, für den ist der *eigene Weg* kein leichtes Ziel. Mitunter verwandelt sich hier ein Versprechen von Freiheit in den Imperativ eines strengen inneren wie äußeren Beobachters: ‚Wenn du nicht spürst, was du wirklich willst und wenn du nicht tust, was dir entspricht, dann verfehlst du dein Leben, dann verfehlst du am Ende dich selbst!‘ Und meinen Melancholiker in unserer Selbstverwirklichungskultur erst einmal diesen Imperativ zu hören, dann tut sich eine kaum erträgliche Spannung zwischen Sehnsucht und Angst auf: Es ist die Sehnsucht nach der versprochenen Fülle des Lebens am Ende des Weges der Selbstverwirklichung. Und diese Sehnsucht geht mit der Angst einher, diese Fülle gerade mit den dürftigen eigenen Bordmitteln niemals erreichen zu können! Doch vielleicht gibt es noch einen anderen Weg zu einer anderen Fülle des Lebens, einen Weg, welcher gerade im Bereich des Tätigseins und Leistens von Menschen mit melancholischer Disposition entdeckt und betreten werden kann. Melancholiker sind ja nicht jene, welche der Welt durch ein ‚Ich will‘ nahe kommen, die also Welt gestalten und sich dabei zugleich in der Welt ausdrücken, sich *in* und *als* Welt selbst schaffen. Sondern Melancholiker sind jene, welche der Welt nahe sein können, weil sie ein Gespür dafür haben, dass und wie Welt sozusagen ‚geschieht‘, wie die Dinge sich entwickeln und ergeben, wie alles oft zu misslingen scheint – und wie alles mitunter auch gelingen kann. Gewöhnt an das Ungewisse, offen für das Nicht-Begriffliche, geübt vor allem im Empfangen und Wahrnehmen scheinen Melancholiker prädestiniert dafür, gerade im alltäglichen Handeln und Leben die tiefen Bewegungen und Rhythmen der Welt zu spüren – und in ihrem Handeln diesen zu entsprechen, ja diesen zu antworten: Melancholiker sind fähig zu *Resonanz*. Die Schwierigkeiten von Melancholikern mit dem Ideal des Selbsta drucks (als ein Modell für eine befreite, zu sich selbst gekommene Leistung) und ihre Begabung zur Resonanz leiten nun über zu einem neuen Leistungsbegriff, auf den es mir hier insgesamt ankommt: eine andere Art von Leistung als Teil einer geänderten Lebenspraxis.

Um Resonanz geht es auch in jenem alternativen Ideal eines Arbeitens und Leistens. Dieses Ideal, das einer anderen Kultur entstammt, hat zudem den Vorteil, dass es viel besser zum Erledigen unserer Alltagspflichten passt. Denn vergeht nicht der größte Teil unseres Lebens gerade mit Tätigkeiten, die wir bestenfalls halb freiwillig und sicherlich nicht immer im Dienste von Selbstaussdruck und Selbstverwirklichung tun? Um das alternative Leistungsideal vorzustellen, hier zunächst die Geschichte vom Koch Ding im Werk des daoistischen Dichter-Philosophen Zhuangzi (ca. 365-290 v. Chr.):

„Fürst Hui von Wen hatte einen Koch namens Ding, der für ihn die Ochsen zerlegte. Wo immer seine Hand hingriff, wo immer seine Schulter sich anlehnte, wo immer sein Fuß hintrat, gegen was auch immer er sein Knie stemmte, da fiel, ritsch, ratsch, das Fleisch von den Knochen. All dies geschah so rhythmisch wie in einer Melodie, einmal klang es wie der ‚Tanz des Maulbeerbaumhains‘, ein anderes Mal wie der Takt der Melodie ‚Jingshou‘. ‚Wunderbar‘, sagte der Fürst, ‚wie kommt es, daß deine Kunstfertigkeit einen so hohen Grad erreicht hat?‘ Koch Ding antwortete: ‚Euer Diener liebt das dao. Aus dieser Erfahrung heraus bin ich in der Kunstfertigkeit gereift (oder: ... habe ich die Kunstfertigkeit hinter mir gelassen). Als ich mit dem Zerlegen begann, sah ich nichts als den Ochsen. Nach drei Jahren sah ich nicht mehr den ganzen Ochsen. Heute sehe ich ihn nicht mehr mit den Augen, sondern ich begegne ihm nur noch mit dem Geist. Ich arbeite nicht mehr mit den Sinnesorganen, sondern lasse den Geist wirken, wie er will. Mein Messer verläßt sich auf die himmlische Ordnung, es schlüpft in die Spalten und läßt sich von den Öffnungen führen, hierdurch folgt es dem eigentlichen Gefüge [des Ochsen]. Auf diese Weise bin ich dahin gekommen, daß mein Messer niemals ein Band oder eine Sehne berührt, geschweige denn einen großen Knochen. Ein guter Koch wechselt sein Messer einmal im Jahr, denn er schneidet [das Fleisch]. Ein gewöhnlicher Koch wechselt sein Messer einmal im Monat, denn er zerreißt [das Fleisch]. Ich benutze dieses Messer seit 19 Jahren, und ich habe damit mehrere Tausend Ochsen zerlegt. Die Klinge ist aber so scharf, als ob sie frisch vom Schleifstein käme. In den Gelenken gibt es einen Zwischenraum, die Klinge des Messers ist jedoch sehr dünn. Wenn man [in richtiger Weise] mit der [Schärfe] des Messers in die Zwischenräume [zwischen den Knochen] fährt, dann hat die ‚wandernde‘ Klinge genug Raum. So konnte ich es 19 Jahre lang benutzen, und sie ist heute noch so scharf, als käme sie frisch vom Schleifstein. Jedes Mal jedoch, wenn ich an eine besonders verwachsene Stelle komme, dann sehe ich mir an, welche Schwierigkeiten sie machen könnte, werde besonders aufmerksam, betrachte sie genau, verlangsame die Bewegung, mache mit dem Messer nur ganz feine Bewegungen, und so ist das Fleisch mit einem Mal von den Knochen gelöst. So locker wie ein Klumpen Erde fällt [das Fleisch] auf den Boden. So stehe ich nun da, halte das Messer in der Hand, schaue mich nach allen Seiten um und bin rundum zufrieden. Ich reinige das Messer und räume es auf (wtl: verberge es).“

Der Fürst erwiderte: ‚Vortrefflich! Ich habe Eure Worte vernommen und durch sie gelernt, wie man das Leben pflegt.‘⁷

In dieser Geschichte wird ein Handeln beschrieben, das sich abgelöst hat vom Modell einer zielgerichteten Aktivität. Stattdessen versucht dieses Handeln, intuitiv eine verborgene Ordnung zu erspüren und von dieser her die Aufgaben anzugehen. Und indem das Handeln sich dieser Ordnung angleicht, überlässt es ihr die Führung.⁸ In einem chinesischen Kommentar aus dem 19. Jahrhundert heißt es dazu: „Das Messer wird nicht mit Kraft bewegt und nicht mit Geschicklichkeit, sondern allein mit dem ‚Empfangen und Geleiten‘ (Resonanzfähigkeit!) des Geistes [...] Ich weiß nicht, ob ich das bin, ob es der Ochse ist oder das Messer. Ich führe nicht das Messer, das Messer führt auch nicht mich, ich und das Messer führen auch nicht den Ochsen“.⁹ In dem hier favorisierten Handeln kommt es also gerade nicht darauf an, dass ein Subjekt Ursache einer Aktivität ist, vielmehr wird der Handelnde sich von einer solchen rein subjektgebundenen Aktivität verabschieden. *Es geht darum, das Handeln selbst jenen Punkt finden zu lassen, an dem es Teil eines von der Ordnung der Welt ermöglichten Geschehens wird.* Passiv werdend kann sich unsere Tätigkeit so einer tieferen, einer größeren Aktivität öffnen und an ihr teilhaben.¹⁰

Für den Rest des Stichworts soll es jetzt um dieses gerade beschriebene Leisten gehen, um dieses merkwürdige Handeln-als-Geschehen. Mein Ziel ist es, dieses als Bereicherung unseres Lebens zu beschreiben. Wie lassen sich die genannten Bedeutungen der alten Geschichte lesen als Praxis eines befreiten Leistens, auch als Alternative zum Konzept des Selbstausdrucks? Wie können wir sie auf unser konkretes Leben beziehen? Um dies besser zeigen zu können, muss ich einen Zwischenschritt tun, nämlich das Verständnis für eine bestimmte Form des Wissens wecken: für jenes Praxiswissen, welches sprachlich nicht voll abgebildet werden kann (ein nicht-propositionales Wissen¹¹). Dieses Praxiswissen ist selbst nicht das Ziel, es dient lediglich als Basis für einen weiteren, den eigentlichen Schritt des Verstehens: Wenn man versucht, das nicht-propositionale Praxiswissen als untere Oktave zu transponieren in eine höhere Oktave, nämlich in jene höhere Oktave, die unser Arbeiten, ja unser tätiges Leben selbst ist (wenn es also nicht mehr um ein Handwerken geht, sondern um komplexere Handlun-

⁷ Henrik Jäger: Zhuangzi. Mit den passenden Schuhen vergißt man die Füße. Ein Zhuangzi-Lesebuch von Henrik Jäger, Dettelbach: Röhl 2012, S. 194f.

⁸ AaO., S. 195f.

⁹ Kommentar von Zhou Gonchen, zitiert nach aaO., S. 255f.

¹⁰ Zum Aspekt des Passiven und zugleich (in ganz eigener Weise) Aktiven siehe Stichwort ‚Meer, am offenen Meer sein‘, dort der letzte Absatz).

¹¹ Vgl. Christiane Schildknecht: Aspekte des Nichtpropositionalen, Bonn: Bouvier 1999. Erfahrungswissen oder bestimmte praktische Fertigkeiten können beschrieben, ihr genauer Inhalt kann aber nicht vollständig durch Aussagen mitgeteilt oder tradiert werden.

gen, größere Phasen oder Bewegungen unseres Lebens), dann kann man bald verstehen, worauf es in der hier gemeinten und durch die Geschichte vom Koch Ding eingeführten alternativen Form eines befreiten Leistens genau ankommt. Und dann lassen sich Beispiele für vielfältige Formen dieses Leistens in unserem Leben finden. Zunächst also, lediglich als erster, heuristisch günstiger Schritt zum angestrebten Verstehen, zunächst zu jener unteren Oktave, zu jenem (allgemein bekannten, aber oft übersehenen) Wissen der Praxis, das nicht ganz versprachlicht werden kann. Dieses Praxiswissen lässt sich wiederum am besten einführen durch eine weitere Zhuangzi-Geschichte, nämlich die Geschichte vom Wagenmacher Pian:

„Herzog Huan las in seiner Halle ein Buch. Da kam der Wagenmacher Pian, der im Hof unten ein Rad anfertigte. Er legte Hammer und Meißel beiseite und ging hinauf in die Halle. Er fragte den Herzog folgendes: ‚Darf ich fragen, wessen Worte es sind, die Sie da lesen?‘ Der Herzog antwortete: ‚Es sind die Worte der Berufenen.‘ ‚Leben denn die Berufenen noch?‘ Der Herzog antwortete: ‚Nein, die sind schon lange tot.‘ ‚Dann ist ja das, was Sie da lesen, der Abfall von toten Leuten und weiter nichts.‘ Der Herzog erwiderte darauf [erbost]: ‚Seit wann hat ein Wagner das Recht, darüber zu diskutieren, welche Bücher ich lese? Wenn du [darauf] etwas zu sagen hast, dann antworte, wenn nicht, dann musst du sterben!‘ Der Wagenmacher antwortete: ‚Ich betrachte es von meinem Handwerk aus. Wenn ich ein Rad meißle und die Stöße des Hammers zu sanft sind, dann rutscht der Meißel ab und findet keinen Halt. Wenn die Stöße des Hammers zu hart sind, dann klemmt der Meißel fest und bewegt sich nicht mehr. Weder zu weich noch zu hart – man kann es in den Fingern erlangen und im Herzen dafür resonanzfähig (ying) werden, aber der Mund kann es nicht ausdrücken. Es gibt eine Kunstfertigkeit dabei, die ich nicht einmal meinem Sohn vermitteln kann, und er kann sie auch nicht von mir lernen. So halte ich es seit siebzig Jahren und mache in meinem Alter immer noch Räder. Als die Menschen des Altertums gestorben sind, starb mit ihnen das, was sie nicht übermitteln konnten, deswegen ist das, was Sie lesen, nichts als der Abfall der Alten!‘¹²

Die Geschichte veranschaulicht jenes Praxiswissen, das nie vollständig versprachlicht (in Sprache überführt, sprachlich abgebildet oder tradiert) werden kann: Das, was nicht einmal der Sohn vom Vater-Meister lernen kann, ist ein Wissen, das in den Händen liegt, im Körper – aber zugleich ist es ein Wissen um Strukturen (der Dinge, der Welt),

¹² Jäger, Zhuangzi, S. 180f. Eine Parallele dazu könnten bestimmte Aspekte der platonischen Ideenlehre darstellen, insbesondere das Ideenwissen, das (zumindest auch) ein Praxiswissen ist, das begrifflich nicht reproduziert werden kann. Idee bedeutete dann soviel wie ‚Nische‘ (von ‚ökologische Nische‘) einer möglichen Praktik oder einer Erfindung. Siehe dazu Philipp Thomas: *Idee, Idee des Guten. Wie ihr metaphysischer Sinn in philosophischer Forschung rekonstruiert wird – und wie dies fachdidaktische Überlegungen zur Vermittlung der platonischen Ideenlehre ermöglicht*, Tübingen 2015, <http://hdl.handle.net/10900/58510>

das im Kontakt mit diesen langsam entstanden ist. Wie Hammer und Meißel genau geführt werden müssen: Sprechen lässt sich darüber offenbar nur negativ, indem ausgesagt wird, wie es *nicht* geht: ‚weder zu weich noch zu hart‘. Die Hände, der ganze Körper, man ist geneigt zu sagen: unser lebendiges Handeln selbst muss den einzig gangbaren Weg finden, muss ihn der Welt und ihren konkreten Bedingungen ‚abspüren‘. Wie geht das? Ganz genau lässt sich das in Worten nicht beschreiben, sonst könnte es der Vater dem Sohn vermitteln. Jenes ‚Abspüren‘ hat aber sicher mit einer sehr basalen Empfänglichkeit, mit einer Art Geschicklichkeit zu tun, man muss spüren können, wo genau der Punkt zwischen dem zu weichen und dem zu harten Schlagen ist, muss diesen Punkt sofort als richtig erkennen können, während man schlagend nach ihm sucht. Und dies erinnert an das Messer des Kochs Ding: Es geht darum, jene Stelle zu finden, an der das Messer weder reißt noch schneidet, jenen Punkt, an dem die Bedingungen der Welt den Suchenden sozusagen ‚einlassen‘. Das Finden ist ein spürendes Erkennen: Ja, hier ist es möglich, hier geht es lang, *hier ist der ‚Eingang‘*. Ich sagte es bereits, dieses Praxiswissen ist allgemein bekannt, wir alle (ob melancholisch oder nicht) begegnen ihm laufend in unserem Alltag, ob wir etwas reparieren oder konstruieren, ob wir ein Instrument oder bestimmte Tanzschritte erlernen. Immer geht es darum, dass wir so lange probieren, bis wir den Punkt gefunden haben, an dem ‚es (endlich weiter) geht‘. Bis wir, metaphorisch gesagt, den Eingang finden, das heißt, bis wir eingelassen werden in für uns neue Möglichkeiten der Welt. Bis unser Handeln nichts mehr erzwingt, sondern eine Möglichkeit auftut und, mitunter fast mühelos, mit dieser verschmilzt – *bis unser Handeln zum Geschehen wird*.

Wie gesagt, dies ist uns aus den verschiedenen Kontexten unseres Alltags geläufig. Auf dieser Ebene geht es weder schon um ein befreites Leisten noch um eine besondere Nähe der Melancholiker zu diesem. Vielmehr diene der Hinweis auf das nicht-propositionale Praxiswissen nur als ein Zwischenschritt, im Bild gesprochen als untere Oktave, von der aus jener zweite Schritt leichter fallen kann, nämlich sozusagen die Oktavierung des handwerklichen Praxiswissens in die größeren Dimensionen unseres Handelns und Lebens. Hier, auf dieser neuen Ebene finden wir die Resonanzfähigkeit wieder: „Weder zu weich noch zu hart – man kann es in den Fingern erlangen und im Herzen dafür resonanzfähig (ying) werden, aber der Mund kann es nicht ausdrücken“.¹³ Wie kann sich Resonanzfähigkeit jenseits des Handwerklichen auf Arbeiten, Leisten, ja auf die Bewegungen unseres Lebens selbst beziehen?

Beispiele für diese höhere Oktave sollen dies nun veranschaulichen. Sie führen uns zu jener alternativen Form eines befreiten Leistens, um die es mir in diesem Stichwort

¹³ Jäger, Zhuangzi, S. 180f.

geht. Ist dieser andere Leistungsbegriff entwickelt, bleibt nur noch die Frage nach einer geänderten, nämlich bereicherten melancholischen Lebensform. Ich beginne mit dem Beispiel einer besonderen Form des *Reisens*. Nach einigen Erfahrungen mit dem Reisen wissen wir: Statt eine Reise in alle Details zu planen, vorzubereiten und dann auch ‚nach Plan‘ durchzuführen (was häufig sinnvoll sein mag), können wir sie alternativ auch so antreten, dass wir vor Ort ‚die Dinge sich entwickeln lassen‘. Was die Verhältnisse am Ort unserer Reise jeweils hier und jetzt an Möglichkeiten offenbaren, das sehen wir bei dieser Art zu reisen erst, ‚wenn es soweit ist‘. Begegnungen, Zufälle, neue Wege, die sich auftun: Die Reise strickt sich vor unseren Augen von selbst. Wir halten uns resonanzfähig – nicht nur für die neuen Bilder, die sich uns zeigen, die konkreten Wege und Möglichkeiten, die sich vor uns öffnen, sondern laufend auch für eigene Stimmungen und Reaktionen, für unser eigenes Spüren und Erfahren: Reisen als ein bewusstes Sichttreibenlassen und Sichanvertrauen (dem Ort, der Zeit, den Gegebenheiten, den Möglichkeiten). Aktiv-passiv sind unsere Suchbewegungen bei dieser Art zu reisen (wir müssen viel tun, aber auch viel lassen). Und dabei ergeben sich eben immer wieder Momente (wir alle werden uns an solche erinnern), in denen wir das Gefühl haben, dass sich plötzlich ein Weg auftut (oft auch nur ein Stück davon), dass wir sozusagen einen Eingang finden in die Wirklichkeit: in jene Wirklichkeit, die diese Reise ist, also in die Fremde, die wir bereisen. Und ein Eingang zugleich in die Tiefe jenes Stücks unseres Lebens, das diese Reise ausmacht. Jetzt, so ließe sich sagen, *geschieht* diese Reise und *geschieht* dieses Stück unseres Lebens. Gerade bei dieser Art zu reisen sind wir dem Koch Ding aus der Zhuangzi-Geschichte sehr nah. Wir müssen resonanzfähig sein, wir müssen ‚unsere Klinge wandern lassen‘, wenn unser Reisen und Leben *geschehen* soll. Und das heißt: wenn wir tatsächlich Neuland betreten wollen, wenn wir in die Welt hineinkommen möchten als eine *neue Welt* und nicht als eine schon bekannte. Weshalb das Beispiel des Reisens? Weil es uns die Möglichkeit bietet, mit dem Verlassen unseres Alltags unsere übliche Einstellung gleich mit zu verlassen und eine radikal andere einzuüben. Eine Chance freilich, die wir selten nutzen.

Jetzt nähert sich der Gedankengang einem ersten Ziel, denn von diesem Beispiel aus wird jener oben angekündigte *neue Leistungsbegriff* endlich deutlich: Weit entfernt davon, als Kompensation ungelöster Probleme zu dienen (Selbstwert, Angst), aber zugleich auch nicht notwendig verbunden mit dem Ziel des Selbstaudrucks, müssen wir uns ein *Leisten aus Resonanzfähigkeit* vorstellen. Hier werden die Aufgaben und Probleme, die unsere Alltagspflichten, unsere beruflichen Tätigkeiten und unser Leben ausmachen, eher nicht als Gordische Knoten angesehen, die es zu durchhauen gilt. Sondern mitunter können wir vielleicht die Bedingungen dafür schaffen, dass sich bestimmte Probleme dann von selbst lösen. In diesem neuen und ganz anderen Leisten geht es

uns darum, die einfachste, zugänglichste oder ‚dünnste‘ Stelle zu finden, an der wir eine Aufgabe, ein Problem mehr oder weniger mühelos ‚betreten‘ oder gar ‚durchschreiten‘ können, statt es an der dicksten Stelle anzugehen und ‚den Stier bei den Hörnern zu fassen‘. Wie finden wir zu dieser Einstellung? Ein wichtiger Aspekt dabei ist die Nähe der Aufgabe zu uns selbst und dem, was wir gern haben. Wir können versuchen, einen Modus und eine Perspektive zu finden, welche aus der äußeren Aufgabe eine Angelegenheit des eigenen Herzens macht: Der ‚Eingang‘ ist dann an jener Stelle des zu Bewältigenden, an welcher wir eben gern und aus freien Stücken eintreten und weiter gehen, weiter arbeiten. Versuchen wir unsere Pflichten und Aufgaben zu sehen mit den Augen jener gerade beschriebenen besonderen Art des Reisens: Natürlich müssen wir einiges planen und zielgerichtet angehen. Dann aber können wir auch beim Arbeiten mit unserer Resonanzfähigkeit viel erreichen. Wenn wir nicht sogleich ‚reißen‘ und ‚schneiden‘, sondern unsere Aufmerksamkeit wandern lassen und jene kleinsten, immer übersehenen Zwischenräume suchen, *an denen alles leicht wird*. Wenn wir unsere eigenen Wünsche und Bedürfnisse nicht sogleich als Gegensatz zum Arbeiten sehen, sondern sie mitbringen und sie zum Teil einer Lösung machen, dann verändert sich unser Erledigen und Bewältigen, unser Arbeiten und Leisten. Bei diesem anderen (alten, kulturellen, doch letztlich zeitlosen, auch uns zugänglichen) Ideal eines Leistens geht es darum, der Leistung den Charakter des Schwierigen (und damit dessen, was Belohnung verspricht: des Heroischen) zu nehmen, ja *den Punkt zu erspüren, an dem aus der Leistung eine Nicht-Leistung wird* (im Sinne von nicht schwierig). Denn dabei wird aus einem Handeln, das mit viel Energie von uns ausgeht – ein Geschehen, dem wir aktiv-passiv uns anschließen und zugehören.

Mit der Beschreibung dieses ganz anderen Leistungsbegriffs ist ein wichtiges Ziel erreicht, doch soll das Stichwort ‚Leistung, Leistenmüssen‘ hier nicht enden. Vielmehr möchte ich noch versuchen zu sagen, wie all diese Überlegungen dazu beitragen können, – denn dies ist das Ziel meines Wörterbuchs – unsere Lebenspraxis zu erfrischen, zu bereichern und schließlich souveräner melancholisch zu werden. Dazu werde ich noch weiter jener höheren Oktave meine Aufmerksamkeit schenken und jene Bewegung eines ‚Ersnürens des richtigen Punktes‘ immer weiter ausdehnen (schließlich auf unser Leben als Ganzes) – bis von dort aus der gesuchte neue Blick auf Melancholie und melancholische Existenz und Lebenspraxis möglich sein wird. Nach dem Reisen und dem Leisten jetzt zunächst das Beispiel des *kreativen Prozesses*, dem im weitesten Sinn künstlerischen Schaffen, etwa dem Schreiben. Eine Grunderfahrung bei diesem ist ein laufender Wechsel: Die Arbeit gerät ins Stocken, man ist mit dem Erreichten unzufrieden und man ist ratlos, wie es überhaupt weiter gehen, wie das Gemeinte oder bloß Erahnte eine Sprache finden kann – man zweifelt am ganzen Projekt. Es bleibt jetzt

nichts übrig als gleichsam die Klinge wandern oder den Hammerschlag auf den Meißel das richtige Maß erkunden zu lassen: Wir können nur suchen, nämlich nach den Bedingungen dafür, dass uns etwas zu- oder einfällt. Ereignet sich dies, dann ist der nächste ‚Eingang‘ gefunden, ein Weg, ein Ziel zeigt sich, alles wird wieder sinnvoll, und mitunter können wir gar nicht so schnell arbeiten und dem Gesehenen folgen, wie es nötig wäre. Was genau ist passiert? Hier hat sich nach langem Suchen (während des Stockens der Arbeit) eine uns noch nicht bekannte, aber tatsächlich schon irgendwie vorhandene Möglichkeit aufgetan, die wir ergreifen, mit der wir schreibend verschmelzen und das heißt hier vor allem: die wir schreibend hervorbringen müssen. Dieser spezielle, von den Zhuangzi-Geschichten inspirierte und vielleicht auch schon melancholische Blick auf den kreativen Prozess zeigt weniger den individuellen künstlerischen Selbstausdruck. Die Arbeit besteht eher im Auffinden und Realisieren von Möglichkeiten, welche bisher ungehoben in den Bedingungen der Welt lagen. Beim Schreiben geschieht dieses Hervorbringen so, dass sich dem Schreibenden die richtigen Worte anbieten müssen, um das Unbenannte sozusagen ins Sein zu rufen. Der kreative Prozess steht im Dienst allgemeiner Strukturen der Welt, die durch ihn sichtbar werden, weniger im Dienste eines künstlerischen Subjekts. Vielleicht fällt schon hier auf, dass mit dieser speziellen Sicht auf den künstlerischen Prozess gleichzeitig auch eine *Möglichkeit melancholischer Lebenspraxis* benannt ist.

Schließlich möchte ich die Bewegung des ‚Erspürens einer Lösung‘, jenes Entdeckens des Eingangs ausdehnen auf *unser Leben selbst*. Zunächst zu ganz besonderen Phasen in diesem, nämlich zu Phasen der Krise. Hier scheint es ganz ähnlich zu sein wie beim kreativen Prozess: Unsicher, wie unser Leben wieder auf die Spur zu bringen sei, suchen wir Hilfe und Rat, probieren vorgeschlagene Lösungen aus und zweifeln, in welche Richtung und ob es überhaupt weitergehen kann. Unsere Suchbewegungen scheinen vergeblich – bis wir doch wieder einen Weg finden und mit einem Mal wieder Fahrt aufnehmen, bis wir uns selbst als Teil einer sinnvollen, bisher noch nicht gesehenen Möglichkeit wahrnehmen. Jetzt scheint eine Lösung gefunden, doch diese Lösung kann weder zunächst verstehend konstruiert und dann lebend ausgeführt werden noch lässt sie sich handelnd erzwingen. Sie lässt sich überhaupt nicht wirklich verstehen (wir bewegen uns immer in Konstrukten, in Bildern von uns selbst), sie lässt sich nur finden. Wir müssen uns resonanzfähig halten und danach ausschauen, wo uns die Welt einen Eingang gewährt, wo für uns eine Erneuerung, eine Transformation möglich ist.

Ganz ähnlich können wir schließlich auch unser *Leben als Ganzes* (und nicht nur Krisenzeiten des Lebens) beschreiben: Wer sind wir? Was können wir der Welt geben? Wo finden wir jenen Platz, jenes Gefüge, jene Bedingungen, die uns *wirklich* leben lassen: sinnvoll für uns selbst, sinnvoll für andere? Wie verwurzeln wir uns im Hier und

Jetzt, im Leben, in der Welt, wie spüren wir die Tiefe und Fülle des Daseins? Wieder gibt es auf all diese Fragen keine Antworten: weder als Aussagesätze noch als größere Konstrukte oder Konzepte, die wir zunächst wissen und danach lebend verwirklichen könnten. Noch nicht einmal im Nachhinein lassen sich solche Antworten formulieren, lässt sich sagen, wer wir eigentlich waren, was das Gelingende einer Lebensphase oder das Misslingende einer anderen ausgemacht hat. Unser Wesen, unser Sinn, unser Weg zu Fülle und Erfüllung – dafür finden wir keine Worte. Oder eher so: Viel zu viele Worte finden wir und probieren sie immer wieder aus, legen uns alles zurecht – doch stimmig scheint dies jeweils nur für kurze Zeit; die Worte, die verstehenden Modelle, sie verlieren wieder ihren Wert. Ist eine Dekade vergangen, ist von unseren alten Konstrukten, von unseren Verstehensversuchen wenig übrig geblieben. In Worten lässt es sich offensichtlich nicht sagen. Wechseln wir dagegen unsere Einstellung und verabschieden den Anspruch, unser Leben zu verstehen und aus vermeintlichen Gewissheiten heraus unser Leben sinnvoll zu führen und einzurichten – dann können wir ganz anders auf alles schauen (und diese Sicht dient hier jetzt als letztes Beispiel für jene Praxis des ‚Erspürens einer Lösung‘ auf einer höheren Oktave). In dieser anderen Perspektive ist es uns nämlich, als sei unser Leben nicht nur die Aufgabe, das Problem, die Frage (auf die wir eben keine verstehende Antwort zu finden vermögen), sondern zugleich auch jenes Instrument, das uns die Spuren einer Lösung stumm und abstandslos, ohne Worte, ohne Verstehen anzeigt. Die Lösung anzeigt wie? Als jenen *schmalen Grat der stets prekären Möglichkeit: wirklich zu leben*. Und zwar zu leben so, dass uns dies mit einem Mal und für die Dauer, da wir uns auf diesem schmalen Grat halten, *als richtiges Leben, als ein richtiges Geschehen erscheint*. Dieser Grat liegt (im Bild gesprochen) zwischen den Abgründen der Krisen, der Stagnation, des sinnlosen Verschleißes, ja mitunter der Verzweiflung. Leben, die prekäre Möglichkeit, wirklich zu leben, das heißt dann: Stets aus diesen Abgründen kommend immer wieder diesen Grat zu suchen, ihn zu erreichen – und ihn wieder zu verlieren. Vielleicht mit der einzigen Hoffnung, den schmalen Grat des Gelingens leichter wiederzuerkennen und auf ihm heimischer zu werden.¹⁴ Die Art und Weise dieses Wiedererkennens und dieses Heimischwerdens im Gelingen – und dies schließt den Kreis zum Koch Ding und zum Wagenmacher Pian – von ihr lässt sich wieder sagen: „Weder zu weich noch zu hart – man kann es in den Fingern erlangen und im Herzen dafür resonanzfähig (ying) werden, aber der Mund kann es nicht ausdrücken.“¹⁵ Wann immer wir unser Leben als ein irgendwie richtiges Geschehen spüren, zeigt sich: Suchend, und das heißt sozusagen *lebend verstehend* und eben nicht in be-

¹⁴ Hier folge ich Kierkegaards Analysen der Verzweiflung aus seiner Schrift *Die Krankheit zum Tode*, in: ders.: *Gesammelte Werke*, Bd. 24/25, hg. v. Emanuel Hirsch u.a., Gütersloh: Verlagshaus Mohn 1992, S. V-134. Das Gelingen des Lebens wird laufend seinem Misslingen abgerungen.

¹⁵ Jäger, Zhuangzi, S. 180f.

grifflichen Konstrukten verstehend haben wir für eine kurze oder längere Zeit jenen Punkt (jenen schmalen Grat) gefunden, an dem sich der Eingang befindet, *an dem unser Leben möglich ist*.

Blicken wir noch einmal zurück: Zu Beginn des Stichworts wurde die Möglichkeit des Missbrauchs von Leistung dargestellt, die in spezifischer Weise (nämlich als Abwehr des Gefühls des Schuldens) die Melancholiker betrifft. Die weiteren Beschreibungen sollten zeigen, dass unser Leisten und Leistenmüssen aus seinen Verstrickungen befreit werden kann und dies auf verschiedene Art und Weise. Zwei alternative Weisen (zugleich zwei verschiedene kulturelle Ideale) habe ich versucht zu veranschaulichen. Ein zu sich selbst befreites Leisten als authentischer Selbstaussdruck im Kontext der modernen europäischen Ideale – oder Befreiung als jenes Erspüren und Entdecken eines ‚Eingangs‘ in die Bedingungen, in die verborgene Ordnung unserer Welt und unseres Lebens, wie es sich im alten chinesischen Ideal des Handelns und Lebens bei Zhuangzi zeigt. Melancholiker, so scheint mir, haben aufgrund ihrer Schwierigkeiten mit dem Wollen und Wünschen weniger Nähe zum Expressiven, zum Selbstaussdruck. Umgekehrt scheinen sie gerade durch ihre Empfänglichkeit und Resonanzfähigkeit eher begabt zu sein, lebend mit sich auftuenden Möglichkeiten zu verschmelzen, oder auch: *geschehend* (auf geschehende Art) *zu leben*. Soweit dieser Rückblick.

In einem letzten Schritt möchte ich jetzt auf die Frage zurückkommen: Wie können wir mit Hilfe des alternativen Leistungsbegriffs souveräner melancholisch werden, *wie können wir unsere Lebenspraxis bereichern* (und damit vielleicht auch Nicht-Melancholikern neue Wege, neue Praktiken aufzeigen)? Um in dieser Frage weiter zu kommen, scheint mir ein letzter Umweg nötig. Zentral ist hierbei der Begriff des *Geschehens*. Dieser hat für Melancholiker zwei Seiten. Zuerst sei die übliche, die dunkle Seite des Begriffs beschrieben. Gegen diese kann danach jene helle Seite abgehoben werden, welche ich im Laufe des gesamten Gedankengangs versucht habe zu entwickeln. Sie ist es dann auch, so möchte ich vorschlagen, die unsere Lebenspraxis verändern kann – und damit wäre das letzte Ziel des Stichworts erreicht. Zunächst zur dunklen Seite, zum typisch melancholischen Blick auf das Geschehende. Was ist der schwierige, der unglückliche Blick des Melancholikers auf das Leben als Ganzes (jener Blick, in dem er sich vielleicht heimischer fühlt als ‚im bunten Leben unter den Menschen‘)? Es ist der Blick des Todes auf das Leben, es ist die Perspektive des Nicht-Lebens: Die Grabsteine auf einem alten Friedhof könnten für diese Perspektive stehen. Auf ihnen lassen sich vielleicht noch die Berufe der Toten ablesen. Und die Sprüche, vielleicht einzelne Bilder und die altmodischen Schrifttypen, sie künden von der längst vergangenen Welt, aus der die Gestorbenen gerissen wurden – und auch von den Trauernden, die das Begräbnis ausgerichtet haben und die ihrerseits längst gestorben sind. Hier ist er, der melancholische Blick auf

das Leben: Hat nicht doch der Tod das letzte Wort? Gelebt zu haben, heißt das nicht einfach, im Licht gewesen und langsam über eine Bühne gegangen zu sein? Heißt das nicht, immer wieder Wünsche gehabt und Pläne umgesetzt und dadurch indirekt den Dingen ihren kleinen, warmen Sinn (nämlich im Kontext dieser Pläne) gegeben zu haben – einen Sinn aber, der längst vergangen ist, der vergeblich war, der in Sinnlosigkeit umschlagen musste? Das Leben ist vorbei, ist geschehen, *es ist wie letztlich alles ein bloßes, sinnloses Geschehen gewesen*. Dieser melancholische Blick auf das Leben als Geschehen ist wie ein toter Punkt. Soweit zur dunklen Seite des Begriffs ‚Geschehen‘. Nun zu seiner anderen, zu seiner hellen Seite: Im Kontext des von den Zhuangzi-Texten ausgehenden Begriffs eines befreiten Leistens ergab sich immer wieder der emphatische Begriff einer (zu entdeckenden, zu findenden) Möglichkeit, die sich aus den Bedingungen, aus der irgendwie verborgenen Ordnung der Welt jeweils ergibt. Damit verbunden war das Bild der Verschmelzung unseres Handelns und Lebens mit jener Möglichkeit. Und diese Verschmelzung, so habe ich es formuliert, zeigt die Handlung nicht länger allein als Ausdruck der Aktivität eines Subjekts, sie nimmt vielmehr dem Subjekt die alleinige Autorenschaft, besser: Sie verlässt die Logik von Subjekt und Objekt, von aktiv und passiv. Dadurch kam jene andere Seite des Begriffs Geschehen ins Spiel: Indem wir mit einer gefundenen Möglichkeit (einer Lösung) verschmelzen, wird unser Handeln und Leben immer wieder zum Geschehen, zu etwas, an dem wir teilhaben. Denken wir daran, wie lange wir geübt haben, um plötzlich einen bestimmten Tanz oder ein Instrument zu beherrschen. Oder wie lange wir nach einer uns gemäßen ‚Nische‘ im Leben gesucht haben, um dann mit einem Mal solch eine neue Möglichkeit aufzutun und in sie hineinzugleiten wie in ein uns wohltuendes und schmeichelndes Kleidungsstück: Dann handeln und leben wir nicht schneidend oder reißend gegen Widerstand, sondern dies *geschieht* (die Klinge gleitet durch die Zwischenräume, das Fleisch fällt wie von selbst herab) – und wir sind zugleich die Bühne dieses Geschehens und auch Akteur und auch Zuschauer.

Dieser besondere Begriff des Geschehens scheint mir nun fruchtbar zu sein für eine souveräne melancholische Lebenspraxis: Denn er stellt eben jene helle und hoffnungsvolle Seite dessen dar, was wir besonders als Melancholiker üblicherweise ganz anders wahrnehmen, nämlich in seiner Vergeblichkeit, in seiner Sinnlosigkeit. Dies sind die zwei Seiten des Geschehens, um die es mir ging: Lebenspraktisch kommt es darauf an, das Geschehen der Dinge, des Lebens, der Welt nicht nur melancholisch im Sinne von hoffnungslos zu erfahren. Sondern Geschehen, und dies ist die Möglichkeit einer geänderten Lebenspraxis: Geschehen kann für souveräne Melancholiker (mit einem dankbaren Blick auf den Koch Ding und den Wagenmacher Pian) gerade das Ergebnis des ‚Erspürens einer Lösung‘ sein: *In ein Geschehen geht unser Handeln über, wenn es mit*

der tiefen, der geheimnisvollen Ordnung der Welt verschmilzt. Passiv ist dieses Geschehen, weil die Autorschaft des Subjekts verblasst; doch aktiv ist dieses Geschehen zugleich, weil in diesem größere Rhythmen aufscheinen, tiefere Entwicklungen und mitunter auch verborgene Transformationen. Je mehr diese helle Seite, diese ganz eigene Bedeutung des Begriffs Geschehen unser Selbst- und Weltverhältnis bestimmt, desto lebendiger wird unsere melancholische Existenz: Denn hinter der vermeintlichen Sinnlosigkeit des Geschehens halten wir immer wieder – vorsprachlich, also handelnd und lebend, aber nicht verstehend – *Kontakt zur Tiefe und Fülle der Welt.* Soweit abschließend zur Frage einer durch den alternativen Leistungsbegriff geänderten Lebenspraxis.

Zum Schluss noch folgende Möglichkeit und Hoffnung: Kann vielleicht gerade dieses neue Leisten uns vor dem Leistenmüssen schützen, vor jenem traurigen Zwang eines entfremdeten Leistens, welches uns verschleißt und die Freude am Arbeiten nimmt? Kann es helfen, jene Bedingungen aufzulösen, die hinter dem Leistenmüssen stehen? Auch hier sehe ich einen (geradezu dialektischen) Zusammenhang, daher ist wieder ein kleiner Umweg nötig. Steigern wir zunächst noch das Gefühl der Sinnlosigkeit. Wie schon die Selbstwertproblematik und die Angst können wir auch versuchen, das Gefühl der Sinnlosigkeit durch andauerndes Leisten und Leistenmüssen zu verdecken: Hier versuchen wir, den lokalen (kleinen, warmen) Sinn abzuarbeitender Aufgaben sozusagen lückenlos zu machen, ihn mit Macht zu totalisieren – und ihn so (verzweifelt, vergeblich) auszudehnen auf das Ganze. Kehren wir (in einer Art Schlusszene) zurück zu jenem alten Friedhof, zu den Grabsteinen, die von vergangenem Leben erzählen, von einem vergangenem und sinnlosen Geschehen. Nicht nur jenes vergangene Leben mit seinem kleinen, begrenzten Sinn, nicht nur unser eigenes Leben kann uns in dieser melancholischen Perspektive als sinnlos erscheinen. Sondern mehr noch (und damit ist uns ein weiterer Ausweg versperrt): Das Leisten und Leistenmüssen, welches die Angst, das fehlende Vertrauen ins Ganze und auch das Gefühl der Vergeblichkeit, der Sinnlosigkeit zudecken sollte – dieses Leisten erweist sich als zutiefst untauglich! Denn am Ende steht die Einsicht: Wir können jenen kleinen, warmen und vergänglichen Sinn, der zusammen mit den Toten gestorben ist und den wir auch in unserem Handeln und Leben immer wieder erfahren können – wir können diesen Sinn durch kein Leisten dieser Welt ausdehnen auf das Ganze: *Das Ganze kann nicht durch Leistung sinnvoll gemacht werden.* Für Melancholiker verstärkt diese Einsicht das Gefühl der Sinnlosigkeit. Und indem sie auch noch die Hoffnung auf das Remedium ‚Leistung‘ zerstört, *schleift diese Einsicht eine weitere Mauer, die uns geschützt hat vor tieferen Gefühlen der Verzweiflung.* Doch an diesem Punkt zeigt sich der dialektische Zusammenhang: Gerade indem wir das Leisten, welches ja immer nur eine Scheinlösung war, als Pflaster oder Verband über der Wunde von Angst und Sinnlosigkeit verlieren, können wir uns öffnen

für jenes Leisten, das ich oben auch ein *Nicht-Leisten* genannt habe. Für jenes Handeln-Nichthandeln, für jene Resonanzfähigkeit, für jenes Einlassgeschehen in Welt. Das ist der tiefste Sinn dieses neuen Leistungsbegriffs, wie er erfahrbar wird schon im nichtsprachlichen Praxiswissen und dann bei bestimmten Arten des Reisens, im kreativen Prozess oder bei der Suche nach Lebensmöglichkeiten: Den Eingang zu finden in die Welt, eingelassen zu werden in ihre Ordnung, in ihre Tiefe, in ihre verborgenen Rhythmen und Transformationen – *in ihr Geheimnis*. Doch kann uns dies schützen vor dem öden Zwang, vor dem Leistenmüssen? Dies ist zumindest die Hoffnung: Wo wir unser Handeln und Leben immer weiter einüben als eine Praxis, die uns auf vorsprachliche Weise verbindet mit der verborgenen Ordnung der Welt, *dort brauchen wir das Leisten nicht länger gegen die Angst*. Denn diese Praxis und das in dieser langsam wachsende Vertrauen in Leben und Welt (in das Ganze) könnte nach und nach unsere Erwartung verblassen lassen, das Ganze müsse sinnvoll und dieser Sinn müsse verstehbar oder in Begriffe übersetzbar sein. Stattdessen können wir uns immer wieder durch unser ‚normales‘ Handeln und Leben mit der Tiefe und Fülle der Welt verbinden, können punktuell *eins mit allem* sein. So könnte ein verändertes Leisten dabei helfen, langsam jene Bedingungen aufzulösen, welche hinter unserem verzweifelten Leistenmüssen stehen.